

## Shatterhand reitet in Werder

Am morgigen Freitag wird um 18 Uhr auf der Freilichtbühne in Werder an der Havel die Reihe der Karl-May-Spiele 1940 eröffnet. Jede Aufführung dauert etwa zwei Stunden. Die Gesamtzahl der Mitwirkenden beträgt etwa 250 Personen. Die Hauptrollen sind wie folgt besetzt: Ursula Grabley (Ntscho-Tschi), Hans Adalbert von Schlettow (Santer), Herbert A. J. Böhme (Shatterhand), Kurt Max Richter (Winnetou), Olaf Bach (Intschu-Tschuna), Willi Gade (Sam Hawkens). Die nächsten Vorstellungen finden am kommenden Sonnabend, dem 22. Juni, um 18 Uhr, und am kommenden Sonntag, dem 23. Juni, um 15 und 18 Uhr, statt.

Man kann den Weg nach dem Festplatz des Havelstädtchens Werder, der jetzt zur Freilichtbühne umgestaltet ist, gar nicht verfehlen. In großen Scharen drängen Soldaten, Frauen und Kinder die Straße entlang dem Festplatz entgegen. Man könnte meinen, daß die Vorstellungsserie der Karl-May-Spiele schon begonnen hätte. Aber so weit ist es noch nicht. Während man den Hügel zur Freilichtbühne erklimmt, jagt plötzlich auf schweißbedecktem Pferd ein Reiter vorbei. Ein Cowboyknoten, flatternde blonde Haare, riesige Sporen und eine gewaltige Donnerbüchse sind alles, was man erhascht. Und doch steigert dieser Reiter die Erwartung; denn man ist eben leibhaftig seiner eigenen Jugend begegnet, einer romantischen Jugend, in der Karl May und seine Helden einen großen Platz einnahmen. Der Reiter aber war niemand anderes als Old Shatterhand, der große weiße Freund der Indianer, oder in die Wirklichkeit Werders übersetzt: Herbert A. Böhme, einer der Hauptdarsteller der Karl-May-Spiele.

Jetzt ist man auf der Höhe angelangt und bleibt überrascht stehen. In weitem Kreis ziehen sich die Sitzplätze um die neu erstandene Bühne, und diese Bühne ist hier die liebliche märkische Landschaft. Riesige Felsen, ein kleines Tal sind an ihre Stelle getreten. Die Landschaft des Colorados, die Felsen und Wälder Nordamerikas, die ewigen Jagdgründe des roten Mannes. Die roten Männer haben auch von diesem Land Besitz ergriffen. In weitem Umkreis lagern sie. Tomahawks glänzen in der Sonne. Majestätisch wippen die Federn auf den Köpfen der Häuptlinge.

Stolz aufgerichtet steht Winnetou. Intschu-Tschuna, sein Vater, und Ntscho-Tschi, seine Schwester, gehen dem Ausgang des Tales zu. Winnetou folgt ihnen, während Shatterhand, Sam Hawkens, Dick Stone und Parker im Lager der Apatschen zurückbleiben. Trommeln schlagen im eintönigen Rhythmus. Ein schmerzlich klagender Gesang, ein Naturgesang eigener Art klingt auf, hallt an den Felsen vorbei in die Ferne der Wälder hinein. Die Indianer singen, während sich ihre Körper im Rhythmus des Liedes bewegen. Man vergißt die Wirklichkeit. Man ist eingesponnen von der Handlung. Man erlebt, was man sich vor vielen Jahren, über die Bücher Winnetou gebeugt, einmal phantasievoll ausmalte: die Welt Karl Mays.

Da ein Ruf, ein recht prosaischer Ruf: „Halt! So geht es nicht. Der Gesang hat viel zu spät eingesetzt. Shatterhand muß sich nicht hinsetzen, sondern unruhig, die Gefahr witternd, hin und her gehen. Ursula, du mußt dich beim Weggehen mehrere Male nach Böhme umsehen. Ein liebevoller Blick. Schlettow darf noch nicht im Gebüsch zu sehen sein. Das stört ja die ganze Szene.“

Man ist rauh in die Wirklichkeit zurückgerufen worden. Da steht inmitten der zum Teil mit staunenden Werderanern angefüllten Sitzplätze ein Mann mit einem Hut des zwanzigsten Jahrhunderts auf dem Kopf, in Hemdärmeln und mit einem Megaphon vor dem Mund und gibt seine Regieanweisungen. Die Indianer sind gar keine Indianer, sondern berufsmäßige Komparsen. Winnetou hat noch die Farbe eines Bleichgesichts und hört auf den bürgerlichen Namen Kurt Max Richter. Shatterhand klopft lachend und wenig westmännisch Ntscho-Tschi, der schwarzhaarigen Ursula Grabley, auf den Rücken, und Santer alias Hans Adalbert von Schlettow, nur im Spiel gezwungenermaßen ein Gauner, ist mit Olaf Bach, dem Vater Winnetous, der Meinung, daß man jetzt einmal eine Pause in die Probe einlegen müsse, um sich mit einem Glas Bier die trocken gewordenen Stimmbänder anzuweichen. Der Mann mit dem Megaphon, Regisseur Hans Kettler, schüttelt zwar mißmutig den Kopf, läßt dann aber ergeben unter dem gemeinsamen Ansturm der Rothäute und Bleichgesichter eine kurze Pause eintreten.

Dabei sieht man dann, daß sich hinter den „amerikanischen“ Felsen richtiggehende Garderoben befinden und für die Pferde sogar Ställe vorhanden sind. Dann überrascht man noch ein kleines Heer von Technikern, die wunderbar versteckt fünf Lautsprecher angelegt haben, durch die man die herrlichen Musik und den Gesang vernimmt. Von einer Kapelle kann, wie Fritz Wenneis, der Komponist

der äußerst romantischen und empfindungsstarken Musik erzählt, auf dieser Bühne keine Rede sein. Die ganze Begleitmusik ist auf Schallplatten aufgenommen worden und wird von einem Tonmeister mit Hilfe eines großen Schallplattengerätes sinngemäß in das Stück hineindirigiert.

Hans Kettler hat inzwischen schon einige Male auf die Uhr gesehen. „Wir müssen weitermachen“, verkündet er jetzt. Bis zur Premiere sind es nur noch Tage und vieles ist noch zu proben, bis das Stück wirklich sitzt.“ So verwandeln sich Hauptdarsteller und Komparsen wieder in Rothäute und Bleichgesichter. Der Tonmeister steht am Apparat. Die Souffleusen haben ihre Posten hinter den Felsen und Gebüsch bezogen, um unauffällig einspringen zu können, wenn einmal das Stichwort fehlt. Die Trommeln rasseln wieder. Die Indianer singen. Das Schicksal des roten Mannes beherrscht wieder die Bühne ...

G. L.

---

Aus: Berliner Lokal-Anzeiger, Berlin. 21.06.1940.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Juli 2019